

Meditationen am Strand

Autor(en): **Gyburc-Hall, Larion**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **30 (1962)**

Heft 4

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-567928>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Meditationen am Strand

«Ich zôch mir einen valken mære danne ein jâr.
dô ich in gezamete, als ich in wolte hân,
und ich im sîn gevidere mit golde wol bewant,
er huop sich ûf vil hôhe und floug in anderiu lant

DER KÜRENBERGER

Meine Füße stossen den feuchten Sand von Zandvoort. Grau hängt der Himmel über der dunkel heranrollenden See. Scheu sich duckenden Riesenvögeln gleich trauern die Strandkörbe gegeneinandergekehrt und auf Regen wartend. Ein kurzer Frühling — wider Wolken und Nässe ankämpfende schneeige Blühe — aufgestrahlt über Nacht und schnell wieder zerzaust von rauh-kalter Unwirtlichkeit, war über das Land gezogen. Aber noch kündet kein milder Tag Sonne, Bläue und Licht an. Noch ladet kein warmer Sand zum Bad in dunkelgrünen und grau aufschäumenden Wogen. Noch stehn auch die Mauern von Zandvoort «sprachlos und kalt», und von den Masten am Kai «klirren im Wind die Fahnen» . . . Rings weitet sich die unendliche See, die den tiefen Himmel verschlingt und gen Süden hin verliert sich der flache Strand im Ununterscheidbaren von Firmament und Wasser.

Mein Herz ist traurig, denn mein Freund hat mich verlassen, — mein Freund, dem ich die Welt erschlossen seit jenem Augenblick, da er, von glitzernden Tropfen übersprüht, mir im vergangenen Sommer aus dem Meer entgegengestiegen war. Ich lag, fernab vom Badebetrieb gegen Nordwijk aan Zee hin, briet meinen braunen Körper noch dunkler, als er schon war, genoss Sonne und kühlenden Seewind und träumte in die unendliche Weite hinein, — als er mit einem Male vor mir stand, schlank, von griechischem Ebenmass der Glieder, dunkles Blau der Augen unter blondem Gelock, die Hände lässig in die Hüften gestemmt. Wie rührte mich die zarte Bronze der Haut. Wie erregte mich die sanfte Einbuchtung unterhalb der frei sich wölbenden Brust und der schimmernde Flaum, der aus dem oberen Rand der viel zu knappen Badehose sich kräuselnd zum Nabel hin ausbreitete. Trotzig schirmte das zitronenfarbene Dreieck die edlen Konturen des die Seide prall beulenden Geschlechts. Ich lag auf dem Rücken und schaute die herrlich geschwungenen Schenkel hinauf zum leicht geneigten Antlitz des Lächelnden, der sinnend den stummen Aufruhr wahrnahm, die sein Erscheinen in mir ausgelöst hatte. «Sprechen Sie deutsch?» unterbrach seine dunkel-männliche Stimme mein bewunderndes Schweigen.

«Ich bin Deutscher», würgte ich mühsam und heiser hervor. Da lachte er laut auf und warf sich neben mich in den Sand, lockerte die Glieder und schob sich die Arme unter den Kopf. Mein Blick liebte ihm verstohlen die berückenden Linien seines Leibes: Angesicht, Hals, Achselhöhle, Brust, Hüfte und . . . Ueber die Oberschenkel hinweg verirrte sich mein Blick in der Leistenbeuge . . . — Welche Fülle der Kraft, zitterte es in mir, und um meine Erregung nicht merken zu lassen, wandte ich mich von ihm ab, hob mich in hockende Stellung und schaute hinaus über die weite sanft-bewegte, sonnen-flimmernde Fläche des Meeres. Da geschah es, — wie so oft und immer in sehr entscheidenden Augenblicken meines Lebens, dass Manfreds Stimme mir aus dem Herzen herauftönte, Man-

freds unvergessliche, in allen Nuancen schillernde Stimme, diesmal recht trocken-nüchtern, aber mit einem Anflug von verhaltener Bewunderung: «Schau ihn Dir an, Lieber, — wie er sich vor Dir räkelte, dass Du aufmerkst auf die Schönheit seines Körpers und die Wohlbeschaffenheit seiner 'Sozialverhältnisse' . . .» — Und es folgte ein leichtes spöttisches Lachen, untermischt von leiser Bitterkeit: «Was zögerst Du», raunte es fort, «hinzutasten, wie Dich gelüftet . . .?» — «Nein, nein!» wehrte ich ab, unfähig wie eh und je zur letzten Aufrichtigkeit, was Manfred nicht müde geworden war, an mir zu tadeln. — Dunkler und gurrender lachte es da. «Was sperrst Du Dich, Dir einzugestehen, was Du bereits weisst? Aufzustehen vom bereiteten Tisch, ohne gegessen zu haben, würde Dich Tage ruhlos umhertreiben mit blutender Wunde, ständig vor Augen, was Dir das Trauma beigebracht. Erinnerst Du Dich denn nicht? 'Die Wunde schliesst der Speer nur, der sie schlug . . .'» — Ich barg mein Gesicht in die Hände und steckte mir die beiden Zeigefinger in die Ohren, in denen es brauste von den verlockenden Rhythmen der Klingsor-Musik. Das männliche Genitale hatte Manfred immer 'die Sozialverhältnisse' genannt und diese umschreibende Bezeichnung gerechtfertigt, indem er dozierte: «Dieses Organ ist das kontaktschaffende Organ schlechthin. Es macht gemein, überbrückt Vereinzeln, schafft zwischenmenschliche Beziehung, hebt das Alleinsein auf, garantiert Fruchtbarkeit . . . Ohne die Gnade des Geschlechts gäbe es kein Glück auf dem Erdenrund, gäbe es nichts, was Leid wirksam zu lindern verstünde. Darum ist es das vornehmste aller Sozialorgane, wie die Hände, die Augen, die Lippen Sozialorgane sind. . .» Das formulierte er im Tone einer obenhin-sachlichen Sprechweise, während untergründiges Grollen die Bitterkeit des Entbehrenden verriet.

Fliegender Sand, der mir Gesicht und Hände streifte, entriss mich ernüchternder Erinnerung. Mit den Füßen hatte ihn der Junge aufgewirbelt. Nun rieselte er an mir herab. Ich wandte mich dem Schönen wieder zu. Der lag weit ausgestreckt im Sand, zu mir herauflächelnd und mit tief-leuchtenden Augen. Da streckte ich meine Hand aus, und verwundert nahm ich noch wahr, dass sie nicht zitterte, als er sie in seinem Schoss empfang und sich mir an die Brust warf. — —

Kalt weht der Wind mir in den Mantel, den ich eng um mich ziehe, während ich die Fäuste in seinen Taschen vergrabe. Papier knistert mir in den Fingern: sein Brief, das Letzte, was mir von ihm verblieben ist — die dünnen Worte der Lossage und eines allzukonventionellen Danks: «Verzeih mir, dass ich Dir den Schmerz antun muss. Aber ich kann nicht anders. Ich muss. Seit ich ihn gesehen, seit ich mit ihm zusammengewesen eine ganze unauslotbare Nacht, hat er mich leer gemacht, von allem, was nicht er ist. Es tut mir weh, zu wissen, dass Du mich undankbar nennen wirst. Aber sind wir nicht alle irgendwie verurteilt zur Undankbarkeit, — weil das Andere, das immer wieder in neue Umarmungen reisst, mächtiger ist, als alle Erinnerungen an vergangene Einungen. Hab Dank für alles, was ich aus Deiner Liebe empfang, vor allem, dass Du mir die Welt gezeigt hast: alle Schönheit dieser Erde zwischen den Küsten des Mittelmeeres und den hoch aufragenden Felsen Skandinaviens, zwischen dem Atlantik und den nordfinnischen Seen, die Denkmäler und frühen Zeugnisse unserer Kultur: Burgen, Schlösser, alte Städte, die Kirchen und Kathedralen . . . Hab Dank für dieses reiche Jahr unserer Freundschaft und nenne es nicht jetzt ein 'Jahr der schönen Täuschung'; denn unsere Freundschaft war das Wirklichste, das es gab in diesem Jahr. Sie fand ihr natürliches Ende, wie alles sein Ende findet, auch das, was mich jetzt an ihn kettet, der mich Dir entführt. Leb wohl! Vielleicht sehen wir uns nach Jahren noch einmal wieder. Nur suche nicht jetzt, mich umzustim-

men. Du würdest es nicht vermögen. Verzeih mir, wenn Du kannst — Raoul.»

Der aufgekommene Wind verstärkt sich. Wäre es nicht an der Zeit, umzukehren? Kaum noch sichtbar sind im Rücken die Sturmflut-Mauern vor Zandvoort, und zur linken Hand steigen dürftig bepflanzte Dünen, umzäunt von Stacheldraht. Nicht weggeräumte Kisten, Balken, wie sie die Badenden zum Bau der Sandburgen brauchen, verunstalten den flachen Hang. Vielleicht wäre es gut, sich eine Weile niederzulassen, den Pfahl im Rücken, eine Kiste zum Sitzen untergeschoben, vor sich die rollende, gischt-sprühende, klirrende See und die Weite des Blicks über sie hin. — —

Manfred! — Er war immer da, er, der erste, den ich wirklich geliebt habe, ohne es recht zu wissen, wie sehr — — — und den ich aufgegeben, um flüchtiger Erfahrungen willen, um frei zu sein für jede Zufalls-Begegnung und jedes nichtswürdige Erlebnis, bis ich dann spürte, dass er bei mir geblieben war auf eine seltsame, mystische Weise, wengleich wir uns doch getrennt hatten. «Man verliert nichts aus dem Herzen, was man nicht selbst daraus verstösst . . .» — Manfred hatte es mir noch ganz zuletzt, als es nichts mehr zu retten und zu kitten gegeben, zugerant, dies Wissen des Dichters Karl Benno von Mechow. Zuerst war ich erstaunt und bestürzt gewesen, Manfred aus mir reden zu hören, spöttisch-überlegen anfangs mir meine Torheiten verweisend, vernehmlicher warnend, bevor meine verblendete Leidenschaft das Verkehrte wählte, tröstend dann, wenn ich mich wirklich am Ende wähnte und die Reue mich übermannen wollte, wenn ich, über tausend Meilen von ihm entfernt, mich nach ihm sehnte, meinem guten Freund, der während des kurzen Jahres unserer Freundschaft mir nicht nur nah gewesen ist in Stunden seliger Umarmung und völliger leib-seelischer Verschmelzung, sondern immer und gerade besonders dann, wenn ich allein nicht mehr weitergewusst. «Liebe», unterwies er meine Unerfahrenheit, die von ihm wegstrebt zu unbeständigem Glück und schnell verebbendem Genuss, «ist nicht das, was Du hier siehst: dies Umhergehen, ganz lockender Leib und nichts als das. Schau Dir doch diese erloschenen Gesichter an!» Und er wandelte das 'Faust'-Wort für sie ab, die an uns vorübergingen mit kalten oder begehrliehen Augen: «So taumeln sie denn von Begierde nach Genuss, — und im Genuss verschmachten sie nach Begierde!» — «Nein!» Und seine Gebärde drückte Ekel aus. «Das ist nicht Liebe. — Liebe ist, sich sorgen um den Geliebten. Liebe ist die beglückende Nähe des *einen* Freundes und das Eins-sein mit ihm in allem: 'Idem velle atque idem nolle, ea demum firma amicitia est. — Dasselbe wollen und dasselbe nicht wollen, das erst ist feste Freundschaft'. Er beschwor Sallust, die alten und neuen Dichter, damit sie seine Auffassung von der wahren Freundschaft bestätigten. Manfred lebte in ihnen. So redeten sie denn aus ihm. So tönte ihre opfervoll und entsagend gewonnene Weisheit von seinen Lippen, und ihr Wort starb nicht in seinem Munde. Ich war bezaubert, da ich ihn kennen lernte, verfiel ihm mit der Spontaneität meiner zweiundzwanzig Jahre. Wir waren glücklich. —

Ich bin an den Strand gewandert, um meinen Gram zu mildern und Erinnerungen nachzuhängen an Raoul, meinen strahlenden Raoul, mein Ein-und-Alles. . . Aber immer wieder drängt sich in meinen Kummer Manfred, den ich verlassen habe, wie Raoul mich verliess. Wundert es mich, dass alles so kam? Manfred hatte es mir genau vorausgesagt, wenn er davon sprach, man müsse Sorge dafür tragen, eine Freundschaft, die nicht mehr zu retten sei, menschenwürdig zu beschliessen. «Alle Schuld führt ins Steinmesserhaus . . .» redete aus ihm das Spruchbuch der Alten Tolteken, oder: «Tote Liebe verlangt ein Begräbnis, sonst geht sie um als Gespenst und findet nicht Ruhe», wusste der Dichter Eduard Stucken.

Weil ich dieser Liebe zu Manfred das Begräbnis versagt hatte, suchte mich wohl deswegen seine Stimme heim in all den Jahren seit der Trennung und über seinen Tod hinaus. Damals wusste ich schon, wie sehr ich im Unrecht gewesen, aber ich wehrte mich, es mir oder ihm einzugestehen, wollte nicht 'gekrochen' kommen, wie ich mir vormachte, obwohl doch das Eingeständnis eines Fehlers oder eines menschlichen Versagens keine Demütigung sein kann. Er aber — in grundsätzlichen Dingen nicht zu erschüttern — erwiderte nur auf meine Weigerung: «Solange Du meinst, recht gehandelt zu haben, darfst Du nicht 'gekrochen' kommen. Aber sobald es Dir aufgehen wird, wie kränkend Du mich behandelt hast, *musst* Du es Dir selbst wenigstens eingestehen . . .» — Ach, ich war mir ja meiner Schwäche nur zu sehr bewusst, aber sie erkennen, hiess dies nicht auch, sie eingestehen zu müssen? — Vor den Folgerungen fürchtete ich mich, vor der Notwendigkeit, mein Verlangen nach völliger Ungebundenheit zügeln zu müssen. So verharrte ich denn im Trotz, und unsere Freundschaft zerbrach daran. — Später, erstickend im Sumpf ständigen Partnerwechsels, habe ich ihm einmal geschrieben; aber er hat mir nie geantwortet, wie er es mich vorher wissen gelassen: «Wenn Du gehst, — merke! — dann gehst Du für immer.» — In unserer letzten Aussprache hat er mir mein inneres Schicksal vorgezeichnet, und es ist alles so eingetroffen, wie er es vorausgesagt hatte: «Du wirst aufatmen, frei zu sein, frei von 'Bevormundung' (wie Du mein Sorgen genannt), frei von der störenden Gegenwart dessen, der Dich zurückrufen könnte, wenn Du dabei bist, Dich zu verlieren, — frei für jedes Abenteuer, das Dir Deine Kraft raubt für Deine Aufgabe und Dich um jeden edleren Impuls bringt . . . Du wirst das Geschlecht erleben, abgesehen aus allen die Lust rechtfertigenden Sinnbezügen des Lebens, herausfallend aus dem Raum der Menschlichkeit. Im Augenblick entflammt, im nächsten schon erkaltet, taumelnd zwischen Lust und Lust, im Rausch der einen der soeben vergangenen kaum noch gedenkend, ohne Gefühl für den Menschen, der sich Dir hingibt, ohne Liebe, ihn geniessend wie einen Gegenstand, eine ausgepresste Frucht, die man wegwirft, wenn man sie ausgeschlürft, selbst auch so genommen, weitergegeben und weggeworfen. Wenn Du Glück hast, verlierst Du Dich nicht ganz, studierst zu Ende, vermagst zu arbeiten trotz der Sturzfluten von Zerstreuungen, die auf Dich niederprasseln und der wahngepeitschten Jagd nach dem Glück, das Illusion bleibt und Illusion bleiben muss. Und dann, — irgendwann begegnet Deinem leergebrannten Herzen *Einer*, jung, schön und glühend. Du bist gealtert, übersättigt und bis ins Mark verdorben. Aber Du streckst Deine Hände aus nach diesem göttlichen Jüngling, vermagst ihn an Dich zu locken, und — noch einmal, mit der sinkenden Sonne Deines Lebens — erfährst Du Liebe, oder Du vermeinst, sie zu erfahren, bis 'all Deines Traums Begehrt', das Inbild Deiner Sehnsucht und Liebe, sich plötzlich Dir entzieht, den Weg Deiner Erfahrungen beschreitend und Dich zurücklässt in Trauer und Verzweiflung . . . 'Die Göttin Ixcuinan, die Herrin der Lust und der Erde', erzählt die alt-mexikanische Sage, 'verführte den Büsser Yappan. Doch als er sie umarmte, wurde sie zu Staub. Nichts, nichts behielt er von der Berückenden zurück als eine Handvoll grauen, sickernden Erdstaub'. — So werden die gestraft, die die Liebe verraten um vergängliche Lust . . .»

Mich fröstelt sehr; ich erstarre auf meiner Kiste und vermag mich nicht zu erheben. Meine Beine sind wie erfroren, und mein Rücken schmerzt am Pfahl, der ihn stützen soll. Gekreisch von Möven krächzt in meinen Ohren. Ich hebe den Blick über das Meer . . .

Da ist es wie einst, als ich mit Manfred zum ersten Male hier war. Wir lagen

im Sand, vor uns die Unendlichkeit heranbrandender Wellen und über uns ein tiefblauer Himmel, ein Himmel, gütiger als der unserer Heimat . . . Wir schwammen zusammen hinaus in die Flut, auf Wellenkämmen reitend und aus der Gischt auftauchend, uns fassend und lassend, aneinandergeschmiegt schwimmend und in weiten Bögen uns trennend und wiederfindend . . . Die Sonne trocknete und bräunte unsere Haut, und unsere Herzen erzitterten in unnennbarem Glück . . .

Was — wenn es nicht geradewegs gegen unsere Freundschaft gerichtet war — gönnte mir Manfred nicht? Ich reiste wenige Wochen später durch Süddeutschland und das Elsass ins Lothringische. Da traf ich Julien, und Manfred hat mir die Geschichte mit diesem nie übelgenommen. Gelegentliche Abweichungen von der strengen Richtschnur der absoluten Treue beurteilte er milde, wenn er sie selbst sich auch nie gestattete, solange er mir verbunden war. Nur wollte er, dass es zwischen uns offen und klar ausgesprochen werde, dass sich nicht Vertraulichkeiten hinter seinem Rücken vollzogen, und er mochte ahnen, wie schwer mir diese Aufrichtigkeit fiel, wie sehr ich auch einsah, dass ohne sie keine Freundschaft möglich ist. In den darauffolgenden Monaten hat Manfred sich redlich bemüht, ein wenig Ordnung in mein Leben zu bringen und der von mir praktizierten ökonomischen Anarchie zu steuern. Es gab Augenblicke, da ich völlig am Ende war und sich nirgends eine Aussicht auf neuen Zufluss auftat. Selbst nicht mit überreichen Glücksgütern gesegnet, entwickelte er eine Betriebsamkeit, das Notwendigste herbeizuschaffen, so dass ich die Klippen meines ersten Examens ohne allzugrosse materielle Nöte überstehen konnte . . . Nebenher liefen die ersten Verstimmungen. Es war Manfreds Wunsch, dass wir zusammenzögen, aber ich hatte eine mir zusagende Studentenbude inmitten von Gärten und in der Nähe ausgedehnter Wälder bezogen, die ich nicht lassen wollte, um in ein Häusermeer zu ziehen. Für Manfred bedeutete die Natur so gut wie nichts. Zwar wusste er wohl einen Ausblick auf einen unaufgeräumten Fabrikhof von einem auf eine Grünanlage zu unterscheiden. Jedoch zog er seine Lebensimpulse aus dem Geist und den Schöpfungen der Kultur, und nur der ästhetische Reiz einer grossartigen und gewaltigen Naturerscheinung, wie sie Nordlicht und Mitternachtssonne sein mögen, die herbe Strenge norwegischer Fjorde oder eine sich in einen violetten Abend hinziehende tropische Küste konnten ihn in ihren Bann ziehen. — Gleichzeitig wuchs seine Eifersucht ins Unerträgliche. Vielleicht trug ich Schuld an dieser Ueberhitzung, weil ich ihm jene letzte Aufrichtigkeit nicht zu gewähren vermochte, die er unentwegt von mir forderte. Ich brachte aber kaum etwas über die Lippen, was ich mir hätte als unedel vorwerfen müssen, ohne mein Verhalten zu jener Folgerichtigkeit erziehen zu können, die auch mein Gefühl für innere Anständigkeit von mir erheischte. Manfred spürte wohl richtig, dass er — zumindest körperlich — mich nicht völlig ausfüllte und zuletzt unbefriedigt liess. Hätte ich nur diese elende Hemmung, darüber mit ihm zu sprechen, überwinden können! Beobachtete ich doch, dass er Verletzungen der Treue leichter ertrug, wenn er darum wusste, und dass er nur dann ausser Fassung darüber geriet, wenn er sie — meist nicht grundlos — argwöhnen musste. —

Ich verstehe noch immer nicht, wie ich mich damals so verhalten konnte. Wenn ich Manfreds Gegenwart gegen die Gesellschaft anderer eintauschte und mich ohne Manfred überall auch wohlfühlte, während er nichts genoss, ohne mich daran teilnehmen zu lassen: keine Autofahrt, keine Reise, keine Opern- oder Theater-Aufführung, keinen Spaziergang, kein Fest, keinen Besuch bei Bekannten (denn er wollte, dass alle mich liebgewannen . . .) — so hätte ich doch erkennen müssen, dass mir zwar an Manfreds Freundschaft gelegen war, dass ich jedoch

der Ausschliesslichkeit dieser Bindung ausweichen wollte. Für Manfred war ich sein anderes Ich, und ausser mir gab es für Manfred keinen Menschen. Wenn ich abwesend war, wusste ich meine Anliegen durch ihn vertreten, wie ich sie selbst nicht hätte vertreten können. Es musste ihn doch auf das Tiefste verletzen, wenn ich mich in Auseinandersetzungen unentwegt getrieben fühlte, Manfreds Gegner zu verteidigen und ihnen das Wort zu reden. Zu spät erkannte ich die empfindliche und wunde Stelle seiner Seele.

Er verabschiedete sich wie sich der Liebende vom Geliebten verabschiedet, — mit einer Gebärde der Menschlichkeit. Mich erreichten zwei Rilke-Bändchen: die 'Briefe an einen jungen Dichter' und die so erschütternd echt ins Deutsche übertragene Liebesklage der von ihrem Geliebten treulos verlassenen portugiesischen Nonne Marianna Alcoforado. Er hatte mir in die Bücher die Bekenntnisse August Strindbergs hineingeschrieben: 'Es gibt einen grossen Schmerz, der grösser ist als die Trauer um die Toten: das ist der Verlust von Lebenden' . . . — aber: 'Sich begegnen und auseinandergehen. Auseinandergehen und sich begegnen. Das ist das Leben' . . . — denn: 'Jede Freude des Lebens muss mit dem doppelten Mass an Schmerzen bezahlt werden'. — Da hörte ich wieder seine stille ruhige Stimme: «Du jagst dem Glück nach, lieber Percy, dass es dein Leben erneuere. Ach, die wechselnde Vermischung, die Du so gerne Glück nennen möchtest, wird Dich den Ekel lehren. Ein Leben erneuert sich 'aus Gesinnung und Werk', nicht aus Lust und Genuss. Denk daran, wenn Dich der Ueberdruß würgt und Dir der Leerlauf Deiner Tage aufgeht . . .» —

Vor dem Leerlauf meiner Tage haben mich diese Worte bewahrt. Wohl watete ich bis zum Hals im Schmutz und Schlamm der Promiskuität, und in wechselnder Verschlingung und stöhnender Umarmung lechzte ich nach einem Menschen. Es war keiner da, der mich erlöste, bis ich mich auf meine Arbeit besann und wie ein Besessener schuftete. Ich verliess Europa. In Südamerika half ich Häuser und neue Städte bauen. Das andere Klima, die harte Arbeit, Sonne und Urwald haben mich früh altern lassen. Ich bin nicht mehr schön wie in jenen Tagen, da man mich aus den Armen Manfreds riss. Ich lernte kennen, was Manfred zwanzig Jahre hindurch gelitten, bevor ich ihn traf, und ich stillte mein Verlangen bei denen, die sich mir verkauften, wie sie sich eine Stunde zuvor schon andern verkauft hatten. Aber all dies Erleben vermochte nicht meinen Durst nach einem Menschen, *einem* einzigen Menschen, zu stillen. Schon fing ich an, mich traurig zu bescheiden, als aus dem Meer vor dem Strand von Zandvoort Raoul, ein Gott jener allmächtigen Jugend, die alle Untergänge überdauert, entgegenstieg.

Wie mich der Schmerz übermannt. Meine Tränen rinnen durch die Finger, die ich vor mein Gesicht geschlagen habe. Sie rinnen über Rücken und Flächen der Hände, und da ich sie langsam löse, glänzt es feucht auf vom Gold des Onyxringes, Manfreds Liebespfand. Und die Stunde ist wieder da. Manfred beugt sich über mich, küsst mich und steckt mir den Ring an den Finger, während die Kerzen brennen an meinem Geburtstag. Nicht einmal dieser Stunde bleibt erspart mein störriges Wort, meine Parteinahme für jene, die ihn verwundet hatten. Wie musste ich ihn damals verletzt haben . . . Und nun rinnen meine Tränen auch um ihn, der nicht mehr ist, und der mich, solange er lebte, nie aus seinem Herzen entliess. — —

Ich erhebe mich. Meine Glieder sind steif und starr vor Kälte. Die Flut hat mit Macht eingesetzt, und hoch rollen die Wogen heran. Meine Füsse, steif vom unbequemen Sitzen, stampfen durch den Sand. Es ist Zeit, zurückzukehren, heim. — Heim? — Wohin? . . . Wer es unterlässt, sich in den Herzen der Menschen

eine Heimstätte zu bauen, wird nie irgendwo daheim sein, wird heimatlos bleiben sein Leben lang, — und alle Reue wird dann zu spät kommen, alle Sehnsucht und alle Tränen . . .

Während ich gehe, rollen meine Tränen, weine ich um mein vergebliches Leben. «Aber Percy», hebt tröstend die liebe Stimme, meines Manfreds nie verstummende Stimme an: «Nichts ist vergeblich, nicht die Freude, nicht der Schmerz. Alles Grosse muss erst erfahren werden, ehe wir es begreifen lernen, auch das Leid um Trennung und Auseinandergehen . . . Von den Weisen und Dichtern wissen wir doch, dass es kein Ende gibt, — sondern immer nur neuen Beginn, und Hans Carossa hat es uns erkennen gelehrt:

«— — O freue dich, du bleibst nicht einsam hier.
Viel Wanderer gehen fern im Sternenschimmer,
Und mancher noch ist auf dem Weg zu dir — —»

LARION GYBURC-HALL

Aus der Zeit der **T**roubadours

Glorreicher König, Licht und Glanz der Welt,
Allmächt'ger Gott und Herr, wenn dir's gefällt,
Sei meinem Freund ein schützender Begleiter,
Seitdem die Nacht kam, sah ich ihn nicht weiter,
Und gleich erscheint der Morgen.

Geliebter Freund, wachst oder schläfst du noch?
Schlaf jetzt nicht mehr, der Morgen stört dich doch.
Ich seh den Stern schon gross im Osten stehn,
Der uns den Tag bringt, klar ist er zu sehn,
Und gleich erscheint der Morgen.

Geliebter Freund, seitdem ich von dir schied,
Schlief ich nicht ein, nein, harrete stets gekniet.
Zu Gott, dem Sohn Maria's, stieg mein Flehn,
Dich wollt' er mir zum treusten Freund ersehnen,
Und gleich erscheint der Morgen.

Guiraut de Borneil